

Pfn. Barbara Manterfeld-Wormit

pfarrerin@bonhoeffergemeinde.de

***Worte für den Tag 13.1.2014
Geschlechterunterschied***

Und Gott schuf sie als Mann und als Frau, heißt es im Schöpfungsbericht der Bibel. Den feinen biblischen Unterschied zwischen den Geschlechtern macht sich auch die Fitnessbranche zu Nutze. Auch ich brauche einen Ausgleich zum vielen Sitzen am Schreibtisch und so bin ich seit einigen Jahren Mitglied in einem Frauensportstudio. Ich fühle mich dort wohl. Es gefällt mir, meine bescheidenen Gewichte ohne das kräftige Schnaufen eines beeindruckenden Muskelmannes nebenan zu stemmen. Die Atmosphäre dort ist uneitel und unaufgeregt: durchtrainierte Körper neben übergewichtigen, athletische neben alternden.

Allerdings: Das neue Jahr begann mit einem Paukenschlag. Aus wirtschaftlichen Gründen wird das Frauenstudio demnächst mit einem benachbarten Studio zusammengelegt. An der Pinnwand sammelten sich die Frauen in Trainingsanzügen und studierten die Mitteilung: Der Betreiber versprach mehr und großzügigere Trainings- und Saunabereiche, bessere Restauration, längere Öffnungszeiten – paradiesische Zustände also. Wesentlich kleingedruckt folgte die Information, dass das neue Studio künftig beiden Geschlechtern offen stünde.

Mittlerweile haben sich die Gemüter beruhigt. Einige Frauen haben ihre Verträge gekündigt, der Großteil aber wartet ab. Schließlich kommt man in erster Linie, um zu trainieren, nicht um unter sich zu sein.

Vor wenigen Tagen suchte ich nach dem Training den Saunabereich auf. Ich war allein – dachte ich. Doch als ich die Duschräume betrat, wandte sich verschämt eine kleine Frauengestalt zur Seite. Ihr Körper war schmal und zerbrechlich, ihr Rücken gebückt, mit einem Handschuh massierte sie langsam die Haut an ihrem gealterten Körper. Es war ein anrührendes Bild – und ein mutiges zugleich. Die Frau war hier aus demselben Grunde wie ich: um sich selbst und dem eigenen Körper etwas Gutes zu tun an einem Ort, an dem körperliche Fitness großgeschrieben wird wie sonst auch in unserer

Gesellschaft. Es wäre ein paradiesischer Zustand, wenn sie das hier auch künftig – ohne Scham - tun könnte.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

Worte für den Tag 14.1.2014
Unwörter

Heute ist es wieder soweit: Eine sprachkritische Jury in Darmstadt wird das „Unwort des Jahres 2013“ bekannt geben. Einer der Topfavoriten ist die Wortschöpfung „Supergrundrecht“ des ehemaligen Bundesinnenministers Hans-Peter Friedrich, gebraucht im Zusammenhang mit dem NSA-Abhörskandal: Sicherheit, so Friedrich damals, sei für die Deutschen ein „Supergrundrecht.“

Ich habe einen andern Vorschlag für das Unwort des Jahres 2014: „Armutszuwanderung“. Jedes Mal, wenn es in politischen Debatten gebraucht wird, durchzuckt es mich. Es ist noch gar nicht lange her, da haben wir in diesem Land ein Weihnachtsfest gefeiert, das dem Einzelhandel Rekordumsätze bescherte. Die Deutschen, so hört man, sind in Kauflaune, also waren die Gaben unter dem Weihnachtsbaum zahlreich und hochwertig. Dazu erklang in vielen Haushalten und Kirchen die altbekannte Weihnachtsgeschichte, die in anrührenden Worten von einer armen Familie auf Wanderschaft berichtet. Am neuen Papst bewundern Kirchennahe wie -ferne seine Solidarität mit den Armen dieser Welt, loben seine Demut und Bescheidenheit, die ihn von manchem seiner Vorgänger unterscheidet. Armut, ist man sich einig, steht einem Kirchenmann und Nachfolger Jesu gut zu Gesichte. Mehr Demut – weniger Lametta, titelte die Spiegelredaktion in den zurückliegenden Weihnachtstagen über das Fest der Geburt Christi im Vatikan, das so bescheiden war.

Doch bei aller Sympathie mit dem armen Kind in der Krippe und einem Papst, der auf Luxus verzichtet, vor der Armut, die uns persönlich zu nahe kommen könnte, haben wir Angst. Und so geistern auch im neuen Jahr Begriffe durch unser Land, die Menschen in Not wie Träger einer ansteckenden Krankheit betrachtet, die sich auf zwei Beinen auf unser reiches Land zu bewegt.

Wenn Sicherheit tatsächlich ein Supergrundrecht von uns Deutschen ist, dann ist ein Leben ohne Armut allemal ein Menschenrecht – für alle Menschen, die hier leben und zu uns kommen. Es wäre im Sinne Jesu, dessen Geburt wir alle Jahre so opulent feiern.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

Worte für den Tag 15.1.2014
Döner Box

Es gibt Orte auf der Welt, die sucht man nach Möglichkeit nur einmal im Leben auf. Die „Döner Box“ an einer vierspurigen Hauptstrasse irgendwo in Berlin gehört dazu. Der Tag war anstrengend, der Kühlschrank zuhause leer, mein Magen hing in den Kniekehlen. Die Neonreklame über dem Plastikzelt versprach schnelle Stärkung, also trat ich ein: vor dem Tresen befand sich ein Stehtisch, daneben ein Mülleimer, der bereits überquoll, am Tisch zwei einsame Gäste, Verlorene dieser Stadt. Es waren zwei Männer, deren Alter sich schwer schätzen ließ. Verlebt die Gesichter, schmutzilig ihre Kleidung, auf dem Tisch zwei Bierdosen und ein randvoller Aschenbecher, auf dem Boden zwei Plastiktüten mit ein paar Habseligkeiten. Sie grüßten mich freundlich, froh über ein wenig Gesellschaft. Während ich auf meine Bestellung warte, wurde ich Zeuge ihrer Unterhaltung: Ganz schön kalt heute! – Ja, jetzt kommt der Winter! – Bin ick froh, dass ick morgens nich raus muss! Wenn ick die Leute sehe, die morjens zur Arbeit müssen! Könnst ick nich. Mensch, war det jut, dass ick damals uff krank jemacht habe - nu zahlt der Staat, und ick muss nirgendwo mehr hin...

Nirgendwo mehr hin – nur in diese trostlose Dönerbude, dachte ich. An einem anderen Ort zu einer anderen Zeit hätte ich mich aufgeregt über die Lethargie und Selbstgefälligkeit, mit der die beiden da ganz unverhohlen in ihrer sozialen Hängematte baumelten ohne eine Spur von schlechtem Gewissen. Aber hier? Es war spät. Es war kalt. Es war dunkel und ungemütlich, das Bier in der Büchse schal, die Luft roch nach Döner und kaltem Zigarettenrauch und nur zwei Meter weiter rasten die Autos vorbei.

Trotz aller Müdigkeit und Anstrengung war ich froh, am nächsten Morgen wieder zur Arbeit gehen zu können. Froh, dass ich morgens raus muss und erwartet werde, dankbar, dass ich etwas zu tun habe, was mir Freude macht und die Zeit nicht totschiagen muss an Orten wie diesem.

Von Martin Luther stammt der Gedanke, dass unser ganzes Leben Gottesdienst sei. Priestertum aller Gläubigen nannte er das – jeder lobt mit seiner Arbeit und seinem Tun Gott im Alltag. Arbeit zu haben, ist ein Segen. Beim Gehen höre ich die beiden wieder: Ganz schön kalt heute! – Ja, jetzt kommt der Winter!

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

Worte für den Tag 16.1.2014
Barmherziger Samariter

Die Entscheidung triffst du meist im Bruchteil einer Sekunde. Ich sitze im Auto. Es ist schon dunkel, später Winternachmittag. Hinten auf dem Rücksitz sitzen meine Kinder. Der Verkehr ist dicht, eine vierspurige Straße, Abbiegerverkehr. Plötzlich taucht eine Gestalt aus der Dunkelheit auf: Ein Mann, gebeugt, er steht an der äußersten Gehwegkante. Er hat den Zaun überwunden, der den Gehweg vom dichten Verkehr trennt. Einen Fußgängerüberweg gibt es hier weit und breit nicht. Am Steuer durchzuckt mich der Gedanke: Soll ich anhalten? Ist der Mann betrunken, orientierungslos, verzweifelt? Aber wo soll ich anhalten und vor allem wie? Ich muss mich auf den Verkehr konzentrieren. Bei diesem letzten Gedanken ist die gespenstische Szene bereits an mir vorübergezogen, die Gestalt verschwunden. An der nächsten Ampel denke ich noch: zurückfahren oder nicht? Anhalten, aussteigen, hinlaufen?

Ich bin nachhause gefahren. Der Kinder wegen, die ich nicht irgendwo alleine im Auto lassen wollte, aber auch meiner eigenen Unsicherheit wegen. Vielleicht hatte ich mich ja getäuscht. Vielleicht war der Mann gar nicht in Gefahr und wäre bloß ausfallend geworden ob meiner aufgedrängten Hilfsbereitschaft. Wahrscheinlich war er längst weg – sicher auf der anderen Straßenseite oder von alleine umgekehrt. Dennoch war und blieb dieses Bild in meinem Kopf bis zum späten Abend. Da erzählte ich meinem Mann von meinem Erlebnis und meinen Empfindungen. Er schaute mich an und sagte nur: Du warst nicht der Samariter. Das saß, obwohl es gar nicht böse gemeint war.

Er hatte recht: Ich war nicht der Samariter. Und ich bin es wahrscheinlich öfter nicht, manchmal ohne überhaupt zu bemerken, dass meine Hilfe gebraucht wird. Der barmherzige Samariter im Gleichnis aus der Bibel wäre spontan ausgestiegen, wie er damals ausgestiegen ist – nicht aus dem Auto, das es damals noch nicht gab, sondern aus seinem eigenen Leben, aus dem, was er gerade tat und vorhatte. Dabei riskiert er etwas, nimmt Mühe und Gefahr auf sich, um einem anderen zu helfen. Er ist barmherzig.

Ich war nicht der Samariter. Ich war vielleicht vernünftig, aber ich war nicht barmherzig.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

Worte für den Tag 17.1.2014

Am Himmel hoch

Klare Tage gibt es auch im Januar. Tage, an denen es Spaß macht, in den Himmel zu schauen, an dem mollige weiße Wolken ziehen oder zarte Wolkenschleie sich ausbreiten. Profis können anhand der Wolkenform das Wetter vorhersagen. Für sie sind Wolken nicht bloß Wolken. Sie unterscheiden verschiedene Gattungen und beherrschen so schöne Namen wie Stratokumulus- oder Zirrostratuswolken. Ich kann das nicht. Doch dafür erhielt kürzlich per Email eine Wolke der besonderen Art. Der Verfasser gab ihr den Namen Gabriel.

Das Foto – aufgenommen bei Sonnenuntergang irgendwo in einem Garten am Rande Berlins – zeigt einen Engel. Ganz eindeutig: Ein Engel am Himmel über Berlin: zart, filigran, ein beinahe impressionistisches Kunstwerk. Der Wolkenexperte würde vermutlich sagen: eine Mischung aus Zirrokumulus- und Zirruswolken.

Ich sage: Engel sind Boten Gottes. So erzählt es die Bibel in vielen Geschichten. Die Gottesboten kündigen an, was geschehen wird. Sie bezeugen die Nähe Gottes zu uns Menschen. Einer der bekanntesten ist der Erzengel Gabriel. Er erscheint Maria und kündigt ihr die bevorstehende Geburt Jesu an. Bei Gott ist alles möglich, sollen seine Worte an die Jungfrau gewesen sein. Auch im Judentum und im Islam begegnet Gabriel. Er ist die Verbindung zwischen Himmel und Erde.

Ich betrachte dieses besondere Foto mit den Augen des Glaubens. Ein anderer würde eine seltene Wolkenformation darin entdecken, die – rein zufällig – Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hat, die Flügel trägt. Ich sehe den Engel Gabriel über Berlin schweben.

Und er schwebt nun auch als Hintergrundbild auf meinen Laptop. Er erinnert mich auch im Januar noch daran, dass erst vor kurzem Weihnachten war. Wenn ich Gabriel erblicke, weiß ich - Gott ist mir nahe. Auch mitten im Alltag. Und gerade am Anfang eines Arbeitstages habe ich seine Worte aus der Verkündigungsszene an Maria im Ohr: Alles ist bei Gott möglich.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

Worte für den Tag 18.1.2014

Geigenspieler

Es ist schon dunkel, als ich mich auf den Weg zu einem ganz besonderen Anlass mache. Das Paar, das ich besuche, ist heute auf den Tag genau 50 Jahre verheiratet. Mein Mann ist körperlich etwas eingeschränkt, hatte die Ehefrau am Telefon gesagt. Kein Problem, antwortete ich, dann komme ich eben zu ihnen. Und so klinge ich zur verabredeten Zeit an dem kleinen Häuschen in der ehemaligen Laubensiedlung, um gemeinsam mit dem Paar einen Gottesdienst anlässlich ihrer Goldenen Hochzeit zu feiern. Im kleinen Kreise, gemeinsam mit den Kindern und Enkeln.

Die Frau öffnet und kurze Zeit später rollt ihr Mann in das winzige Wohnzimmer. Er hat Parkinson – seit mehr als dreißig Jahren. Die Eheleute erzählen aus ihrem wechselhaften, mal schönen, mal traurigem Eheleben. Fast so lange wie ihre Zweisamkeit dauert, leben sie bereits in dem Häuschen, das ehemals wirklich eine bloße Laube war – ohne Strom und fließendes Wasser. Nach und nach, als sie es sich leisten konnten, wurden die schlichten Holzwände durch Steinmauern ersetzt, wurden Strom- und Wasserleitungen gelegt und Zimmer angebaut. Ich schlüpfte in meinen Talar, zünde die vorbereitete Kerze auf dem Wohnzimmertisch an. Dürfen wir eine Musik spielen? bitte der Ehemann. Natürlich, antworte ich und kurz darauf klingt der langsame Satz aus Beethovens Violinkonzert durch den Raum. Die Augen des Mannes füllen sich mit Tränen. Er war früher Berufsmusiker, flüstert die Ehefrau und legt liebevoll ihre Hand auf seinen zitternden Arm. Geige, ergänzt ihr Mann, aber mit Ausbruch der Krankheit war mit einem Mal Schluss!

Mit einem Mal fehlen mir die Worte. Erst jetzt nehme ich den Geigenkasten wahr, der hoch oben auf dem Bücherregal steht. Die letzten Töne des Geigenkonzerts sind bereits verklungen, da fallen mir Worte aus einem Liebesgedicht von Rainer Maria Rilke ein. Ich spreche sie – statt eines Bibelverses: Doch alles, was uns anrührt, dich und mich, nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich, der aus zwei Saiten eine Stimme zieht. Auf welches Instrument sind wir gespannt? Und welcher Geiger hat uns in der Hand?

Es ist ein besonderer Tag. Was ich erlebt habe, klingt noch lange in mir nach.